Thomas Röthlisberger

Das Licht hinter den Bergen

Roman

edition bücherlese

eb⋯

Thomas Röthlisberger

Das Licht hinter den Bergen

Roman

edition bücherlese

In der Nacht sind alle Augen groß und weit offen,
sie sind dunkel bis an die Ränder hinaus.

Tarjej Vesaas

Diese Geschichte ist eine Fiktion. Alle Verweise auf reale Begebenheiten, Institutionen, Orte und Personen dienen lediglich dazu, einen fiktiven Kosmos zu erschaffen.

1

»Die Welt gerät aus den Fugen«, hatte er in der letzten Unterrichtsstunde am Nachmittag gesagt, bevor er die Schüler nach Hause entließ.

Sie hatten ihn wahrscheinlich nicht verstanden. Von den älteren vielleicht der eine, die andere. Aber die jüngeren hatten den merkwürdigen Satz sicher bereits vergessen, als sie über die Schwelle hinaus in den warmen Herbsttag rannten, in die Sonne, die nun von Woche zu Woche früher hinter den Bergen verschwinden würde.

Er stand am offenen Fenster und blickte über den leeren Schulhof. Risse zogen sich durch den asphaltierten Platz. Das Gras unter den drei Lärchen war gelb und trocken. Von einem hohen Maschenzaun umgeben, stießen die Kletterstangen, leicht krumm, wie rostige Spargel aus dem Sand.

Weiter unten hockten die Häuser des Dorfes, Dach an Dach, als tuschelten sie miteinander. Aus dem Grund des Tals stiegen die Schatten. Sie kletterten rasch an den gegenüberliegenden Bergwänden hoch und schwärzten sie ein. Das war der Augenblick, auf den er immer wartete, der unausweichlich kam: Wenn Licht und Dunkel das Tal in zwei Teile schieden. Wenn unten das Dorf bereits im Schatten versank, während hier oben die Fenster noch in den letzten Sonnenstrahlen aufblitzten.

Er griff in der Kitteltasche nach den Zigaretten. Nur noch drei Stück steckten in der zerknitterten Packung. Er klaubte eine heraus, wölbte die Lippen um den Filter wie eine Liebkosung und hielt das angerissene Streichholz an das Papier. Tief sog er

den Rauch ein, als traute er ihm eine reinigende Wirkung zu.

Die Kirche, die etwas östlich vom Dorf auf einer kleinen Kuppe lag, stand bezüglich Abendsonne stets in Konkurrenz zum Schulhaus. Auch heute würde die zwiebelförmige Spitze noch blinken, wenn hier schon alles grau war.

Wieder blickte er hinunter auf das Dorf, wo sich die Einzelheiten zu verwischen begannen. Die steinernen Dächer waren kaum mehr von den mit Blech bedeckten zu unterscheiden. Die engen Gassen gerannen zu schwarzen Linien. Es schien, als rückten die Häuser für die Nacht zusammen.

Am Vorabend war er unten in der Dorfwirtschaft gewesen. Er ging jetzt häufiger ins »Crusch Alba«. Er wollte hören, was die anderen sagten. Er wollte reden können mit jemand. Als er eingetreten war, hatten ihm Dunst und Rauch entgegengeschlagen. Verschwommen hingen die Gesichter darin, und die Unterhaltung, die früher laut und polternd sein konnte, war zu einem eintönigen Gemurmel geschrumpft. Er sah sich nach einem freien Platz um. Chasper Bisaz winkte ihm. Er nickte grüßend nach rechts und nach links, als er zwischen den Tischen nach hinten ging, wo die anderen neben Bisaz ihre Stühle zusammenrückten, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen. Er setzte sich.

Polen war gefallen. Innert weniger Tage. Die Welt geriet aus den Fugen.

»Polen ist weit weg«, sagte Bisaz. »Madlaina, bring dem Lehrer einen Zweier Veltliner!«

»Man muss sich von innen wärmen, wenn's draußen kälter wird«, fügte er hinzu und klopfte ihm auf die Schulter.

Er versuchte, Chasper Bisaz in die Augen zu schauen, aber unter den buschigen Brauen war nicht auszumachen, ob der Blick tatsächlich den Worten entsprach.

Als Madlaina den Wein brachte, stieß er mit Bisaz an, dann auch mit Jon Conrad und Peider Capaul, die am selben Tisch saßen. Er blickte auf die ausgestopften Tiere auf dem Wandregal, einen Raubvogel, ein Eichhörnchen, zwei Murmeltiere, die ihrerseits mit glasigen Augen die Männerrunde zu beobachten schienen.

»Und?«, fragte ihn Conrad, nachdem er eine Weile stumm dagesessen und zugehört hatte.

»Der Piz Malört hat schon eine weiße Kappe«, sagte er.

Er hatte etwas Unverfängliches sagen wollen. Etwas, was die Rückkehr des Gesprächs zu den gewohnten kleinen Geschäften des Tals, des Dorfes ermöglichen würde. Er hätte auch sagen können, die Katze des Pfarrers sei ein roter Teufel. Das eine so selbstverständlich und wahr wie das andere.

»Ja«, meinte Conrad nur, »das gibt einen harten Winter.«

»Für andere wird er härter sein«, brummte Bisaz.

»Wie bringst du das eigentlich den Schülern bei?«, wollte Capaul wissen.

»Was denn?«

»Das mit dem Krieg.«

Anton hatte nur die Schultern gehoben. Die Welt gerät aus den Fugen.

So hilflos hast du dich ausgedrückt, Anton Marxer, dachte er. Er fröstelte. Die Sonne hielt sich mit letzter Kraft an den zerrissenen Zacken des Grats. Die Wärme war dem Licht vorausgeeilt ins nächste Tal. Er drückte den Zigarettenstummel zu den anderen in den Blumentopf auf dem Steinsims. Dann schloss er das Fenster. Er ging durch die Pultreihen, rückte Stühle zurecht, schob halb offene Tintenfässer zu, öffnete hier und da einen Pultdeckel. Er tat es mechanisch, wie jeden Tag.

Alles musste seine Ordnung haben, bevor er sich an den Schreibtisch setzen konnte, der auf einem niedrigen Holzpodest stand, als wäre es der Führerstand eines seltsamen Gefährts.

Einen Augenblick stand er still da und blickte hinunter auf die Schulbänke, die jetzt leer und aufgeräumt waren. Morgen würden hier wieder all die ungewaschenen, mit Rotz verschmierten Gesichter dumpf vor sich hinbrüten, so dass er mit dem Stock auf den Tisch schlagen müsste, um Aufmerksamkeit zu erlangen.

Er stand auf der Kommandobrücke. Er war Steuermann und Kapitän in einer Person. Von ihm erwartete man, dass er das Schiff sicher durch Stromschnellen und Untiefen führte. Ausgerechnet von ihm.

»Wie bringst du das eigentlich den Schülern bei? Das mit dem Krieg«, hatte Peider Capaul wissen wollen.

Es war die Frage, die allen auf der Zunge lag. Jeder hätte sie stellen können. Nun hatte es Peider Capaul getan. Für alle anderen. Und er, Anton Marxer, der Lehrer, sollte die Antwort darauf haben.

Er ließ sich auf den Stuhl an seinem Schreibtisch sinken. Das Licht floh aus dem Raum, die Scheiben dunkelten ein. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und stieß an den Stock, der polternd zu Boden fiel.

Ordnung ins Chaos bringen. Das war seine Aufgabe. Dazu war er da. Er schaltete die Tischlampe ein und begann, Hefte und Papiere zu sortieren. Die Ernte des Tages, wie er zu den Schülern zu sagen pflegte.

»Gestern war die Ernte des Tages ihren Namen nicht wert«, sagte er jeweils. Oder: »Heute wollen wir aber wieder einmal eine schöne Ernte einfahren.«

Schönredner! Als ob man von Worten satt werden könnte.

»Nein, man wird nicht satt vom Wort«, hätte Barbla gesagt, früher, als sie ihre Sprache noch besaß. »Aber es ist lebenswichtig.«

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Die Müdigkeit stand plötzlich vor ihm wie eine undurchdringliche Nebelwand. Er erhob sich, etwas unsicher. Als er die Tischlampe löschte, mussten sich seine Augen erst an die Dämmerung gewöhnen. Vorsichtig stieg er vom Podest, suchte nach dem Stock und legte ihn auf die Ablage unter der Wandtafel. Nach einem letzten prüfenden Blick verließ er das Schulzimmer und zog die Tür hinter sich zu.

Im Flur, der nur zwei schmale Fenster zur Hangseite hatte, war es noch dunkler. Er tastete nach dem Schalter, machte Licht und schloss die Haustür ab. Am Treppenaufgang fasste er nach dem Handlauf. Das glatt polierte Holz über dem Metallgeländer fühlte sich kühl an. Er zögerte einen Augenblick, bevor er den Fuß auf die erste der einundzwanzig steinernen Stufen setzte.

»Barbla, ich bin's!«, rief er, als er die Wohnung im oberen Stock betrat.

Überall brannte Licht. Er hatte längst aufgehört, ihr die teure Stromrechnung vorzuhalten.

»Das Gesichtsfeld Ihrer Frau ist eingeschränkt«, hatte der Arzt erklärt. »Ihre Wahrnehmung ist nicht mit der unseren zu vergleichen.«

Vielleicht vergaß sie jeweils auch nur, das Licht wieder zu löschen, wenn sie einen Raum verließ. Wie sie so vieles vergaß.

Er ging in die Stube. Barbla saß am Fenster, im gelben Lichtkegel der Stehlampe, deren ausladender Schirm wie ein

schützender Baldachin über ihrem Kopf schwebte. Im Inneren des Schirms flatterte ein Nachtfalter, der, vom Licht angezogen, immer wieder an die Schirmbespannung stieß. Barbla schien es nicht zu bemerken. Sie saß leicht vornübergebeugt, so dass er nicht sehen konnte, ob sie die Augen geöffnet hatte oder vor sich hindöste. Mit der rechten Hand, der gesunden, hielt sie die linke am Gelenk umklammert. Mit der Innenfläche nach oben gewendet und den starr eingekrümmten Fingern sah diese aus wie die hohle Hand einer Bettlerin.

»Barbla …«

Er klopfte mit dem Knöchel an den Türrahmen, um sie nicht zu erschrecken. Erst als sie den Kopf hob, ging er auf sie zu. Er beugte sich zu ihr nieder, legte seine Hände auf die ihren und küsste sie auf die Wange. Barblas Kopf drehte sich in kleinen, ruckartigen Bewegungen von ihm weg, als suchte sie auf der falschen Seite nach ihm. Als sie sein Spiegelbild im dunklen Fenster erkannte, erschien ein angedeutetes Lächeln auf ihrem Gesicht.

»Jetzt bin ich da«, sagte er und richtete sich auf. »Wie war dein Tag? So lang wie der meine, nicht wahr? Gehen wir in die Küche? Das Abendessen kochen?«

Er sah, dass sie nickte. Sie versuchte aufzustehen, sank aber kraftlos in den Sessel zurück. Er trat nahe vor sie hin und hob sie hoch. Sie war so leicht geworden.

»Füße auf den Boden!«, befahl er, weil sie den schwebenden Zustand beibehalten wollte.

Wieder drehte sich ihr Kopf von ihm weg. Er achtete darauf, dass sie richtig stand, und langte nach ihrem schwarzen Gehstock, der am Fensterbrett lehnte. Als sie den Holzgriff in der Hand spürte, stieß sie den Stock zwei-, dreimal auf den Boden. Das war ihr Signal zum Aufbruch.

»Dann lichten wir die Anker«, sagte er.

Sie umschifften das Kap des Esstischs, hielten Abstand zu den Klippen der Sessel und passierten ohne große Schwierigkeiten die Hafeneinfahrt zur Küche. Ihre tägliche kleine Weltumsegelung. Die kurzen Strecken waren lang geworden, das gedrosselte Tempo ließ keine schnellen Manöver zu. Er war froh, wenn alles nach Plan verlief, ohne Zwischenfälle, wenn kein Sturm aufkam, kein Mast brach, die Mannschaft nicht meuterte.

Barbla schaffte es allein auf den Küchenstuhl. Er setzte Wasser auf. Dann öffnete er die schmale Tür zur Vorratskammer und holte die Schüssel mit den restlichen Pizokel vom Vortag. Er ließ wenig Fett in der Bratpfanne heiß werden. Als es in der Pfanne zu brutzeln begann, kippte er den Inhalt der Schüssel hinein.

Er schaute nach der Glut im Holzofen, der neben dem Kochherd stand und mit dem die Wohnung beheizt wurde. Er hatte am Mittag einige Scheiter nachgelegt, die inzwischen längst zu Asche zerbröselt waren. Dennoch war es hier oben deutlich wärmer als unten im Schulzimmer. Er fachte das Feuer noch einmal an, damit die Räume über Nacht nicht ganz erkalteten.

Früher hatte er noch gemeint, er müsse jeden Handgriff kommentieren. Müsse ununterbrochen mit Barbla sprechen, sie unterhalten, wenn er endlich aus der Schulstube heraufkam. Bis sie eines Tages den Zeigefinger auf ihre Lippen gelegt hatte.

Schweigen zu dürfen, war manchmal eine Erleichterung. Er erzählte nur noch, was ihm wichtig schien. Von den Schülern. Vom Dorf. Das Weltgeschehen ließ er meist unerwähnt. Barbla hörte häufig Radio. Sie wusste sicher genug. Er wollte sie nicht unnötig verängstigen.

Mit der Zeit hatte er gelernt, ihre Laute zu deuten. Für Hunger, Schmerzen, Trauer brauchte es keine Worte. Wenn er wach lag nachts, dachte er oft daran, wie sich all die ungesagten Sätze bei ihr stauten. Dass es wie ein Würgegriff sein musste, der ihr den Atem nahm. Dass sie einmal daran ersticken würde. Er hoffte, dass er nicht recht bekäme. Vielleicht war es nur seine Trauer über all das, was er von ihr nicht mehr zu hören bekam. Die Trauer, die Wut.

Er rührte heftig in der Pfanne. Das Wasser im Topf blubberte. Er füllte das Teesieb mit der Kräutermischung, gab es in den Krug und goss das heiße Wasser darüber.

»Dauert nicht mehr lange«, sagte er.

Er deckte den Tisch, schaltete die Kochplatte aus und stellte die Pfanne auf einen Untersatz. Bevor er die Teller füllte und Tee einschenkte, schob er Barblas Stuhl näher und band ihr eine große Serviette um. Einige Flecken von früheren Mahlzeiten waren darauf zu sehen. Babigna machte die Wäsche höchstens zweimal im Monat. Barbla, nein, sie bemerkte es wohl kaum.

Er setzte sich ihr gegenüber und wartete, bis sie die Gabel neben dem Teller gefunden hatte. Sie fuhr mit den Metallzinken über das Steingut, dass es kratzte. Beim zweiten Versuch gelang es ihr, einen der dickeren Pizokel aufzuspießen. Sie führte die Gabel langsam zum Mund und fing bedächtig an zu kauen.

Jetzt langte auch er zu. Er war richtig ausgehungert und blickte erst wieder auf, als er den letzten Bissen geschluckt hatte und mit der Zunge zwischen den Zähnen nach Speiseresten suchte. Da erst bemerkte er, dass sie kaum etwas gegessen hatte. Mit der Gabel hatte sie ungewollt alles an den linken Rand ihres Tellers geschoben.

Am Anfang hatte er dieses Verhalten nicht einordnen können. Eine der unzähligen Veränderungen in Barblas Alltag. Der Arzt hatte erklärt, dass Barbla infolge einer Sehstörung mit beiden Augen nur noch den rechts von der Mitte gelegenen Bereich sehen könne. Sie glaubte also, der Teller sei leer. Es half nicht, wenn er sie aufforderte, den Kopf nach links zu drehen. Stets ging ihre Bewegung in die entgegengesetzte Richtung.

Er zog ihren Teller zu sich heran, drehte ihn, so dass die Pizokel nun wieder innerhalb von Barblas Gesichtsfeld lagen, und schob ihn über den Tisch zurück.

»Du musst essen«, forderte er sie auf. »Du fliegst mir sonst davon wie eine Flaumfeder.«

Sie blickte verständnislos an ihm vorbei, während ihre Gabel, dem Zufall folgend, wieder durch die Mehlspeise fuhr.

Manchmal half er ihr, setzte sich neben sie, führte ihre Hand. Oder fütterte sie wie einen hilflosen, kleinen Vogel. Meistens aber wehrte sie ihn ab, wollte sich das bisschen Selbständigkeit bewahren, wurde ungehalten. Einmal hatte sie dabei die Teetasse vom Tisch gefegt. Er hatte nicht gewusst, war es Ungeschicklichkeit oder Absicht. Er war aufgestanden, hatte sich gebückt und die Scherben zusammengesucht. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war ihm Barblas erschrockener Blick aufgefallen.

Den Teller musste er noch ein zweites und ein drittes Mal drehen, bis er leer war. Er hielt Barbla die neue Schnabeltasse mit dem Tee hin. Während sie mit geschlossenen Augen trank, betrachtete er ihr Gesicht. Es war nicht mehr das Gesicht einer knapp Vierzigjährigen. Es war, als hätte es sich in zwei Teile gespalten. In einen gesunden und einen kranken. Als hätte der Blitz eingeschlagen und Verwüstungen hinterlassen. Das eine

Auge schien tiefer gesunken zu sein, der Mundwinkel auf derselben Seite zeigte schlapp nach unten, wie wenn daran ein unsichtbares Gewicht hinge. Furchen hatten sich in die Haut eingegraben, Rötungen und Schrunden von unkontrollierbarem Tränenfluss.

Er erinnerte sich an eine Wanderung, die sie vor Jahren an einem warmen Tag Ende August unternommen hatten. Die letzte gemeinsame. Noch bevor die ersten Sonnenstrahlen den Weg ins Dorf fanden, waren sie aus dem Haus getreten und das Fahrsträßchen hochgestiegen, das auf die Maiensäße zu den Alphütten führte.

Im Wald war es noch kühl. Auf dem Huflattich am Wegrand lag Tau. Ein Tannenhäher flatterte durch die Arvenwipfel. Als unten im Dorf die Kirchenglocken zu läuten begannen, waren Barbla und er schon über der Baumgrenze und machten Rast.

Dann bogen sie in das schmale Seitental ein, das noch im Schatten lag. Bald erreichten sie die Alp Dadaint, deren Hütten und Ställe bereits leer und zugesperrt waren. Von hier verlief der Bergpfad seitlich stetig höher, bis er sich hinten, am Ende des Tals, in engen Serpentinen durch Geröllfelder und zwischen Felsstürzen hinaufwand zum Hochplateau.

Barbla war ihm immer um einige Meter voraus. Ihre weiße Bluse leuchtete vor dem Schieferblau der Felswände. Den beigefarbenen Rock, der ihre Beine sonst bis über die Waden bedeckte, hatte sie hochgekrempelt bis zu den Knien und den Saum mit Sicherheitsnadeln befestigt, damit es sich leichter ging. In ihrem Nacken wippte der Zipfel eines hellblauen Kopftuchs.

»Meine Gämse!«, dachte er.

Thomas Röthlisberger, geboren 1954, lebt in Bern.
Seit 1991 hat er mehrere Romane und Erzählungen sowie Lyrik veröffentlicht. Zuletzt erschienen sind *nur die haut schützt den schläfer* (Gedichte, 2009), *Zuckerglück* (Roman, 2010) und *Die letzten Inseln vor dem Nordpol* (Erzählungen, 2014). Für seine Lyrik ist der Autor mehrfach ausgezeichnet worden.